

Dietrich Meutsch, Bärbel Freund (Hrsg): Fernsehjournalismus und die Wissenschaften.

Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, 294 S., DM 44,-

"[...] ungläubige, bisweilen erschrockene Gesichter, Lacher, Applaus bei Tricks [...] mit 'ernsthaftem wissenschaftlichem Hintergrund', die 'wie Zauberei aussehen', aber 'vernünftige Erklärungen haben' (Sendung vom 6.3.1988). 'Und jetzt Simsalabim!' sagt der Studiogast bei einem Experiment, 'Das alles war knoff hoff!'" (S.231). Ist das die gängige, womöglich allein noch mögliche Form von Wissenschaftssendung im Fernsehen, wie es G. Schult, seit 1979 Bereichsleiter der Zentralen Fortbildung Programm für ARD und ZDF (ZFP) in Frankfurt, am Beispiel des ZDF-Spektakels *Knoff-hoff-Show* mit kritischem Unterton schildert? Ist solcher Wissenschaftsklamauk der gerade noch erlaubte Nachfolger der ehemals abgefilmten Vorlesungen und Studiodemonstrationen, der Zeigestockpräsentationen wichtigtueischer Fernsehlehrmeister, der Gravität und Ernsthaftigkeit ehemaliger Wissenschaftsvermittlung? Aber welchen Wissenschaftsbegriff transportieren dann solche Rate- und Experimente-Reigen? Und wie ist es zu ihnen gekommen? Welche Faktoren sind dafür verantwortlich? Diese und andere Fragen, wiewohl vom Titel dieses Buches angeregt und eigentlich auch zu erwarten, werden höchstens cursorisch beantwortet; auch auf die obigen Passagen muß der Leser bis fast zum Ende des Bandes warten.

Ausschließlich die gebetenen Macher berichten über Veränderungen, vor allem Restriktionen ihres Metiers und ihrer Programme, nicht die Wissenschaftler - und dies, obwohl das Buch im Rahmen eines Teilprojekts der Siegener Fernsehforschung entstanden ist, worüber der Leiter, W.K. Köck, referiert, der Herausgeber und die Herausgeberin dort Mitarbeiter(in) sind und der Band im wesentlichen auf einen 1988 abgehaltenen Workshop "Wissenschaftsvermittlung im Fernsehen. Möglichkeiten der Kooperation zwischen Grundlagenforschung und Medienpraxis" zurückgeht. (Dementsprechend haben viele Beiträge die Vortragsform beibehalten.)

Schlechte Sendeplätze, finanzielle und personelle Engpässe, anhaltende "Entmündigung der Wissenschaftsabteilungen" (S.270) durch andere Redaktionen und Programmstrategien, Unterhaltung (fast) um jeden Preis, pausenlose, aber letztlich ratlose Suche nach Programmformen und Darstellungsweisen, die sich zum einen den übergeordneten Marketing-Maximen und gewandelten Programmphilosophien unterwerfen, zum anderen die offenbar schrumpfende Resonanz beim Publikum aufzuhalten trachten und sich deshalb immer stärker "user-friendly" (S.270) gebärden, aber schließlich noch dem gestellten inhaltlichen und in-

tionalen Anspruch der Macher (sofern sie diesen noch haben) genügen - das sind die vorrangigen Themen der Macher, jedoch augenscheinlich nicht die der Wissenschaftler. Mindestens läßt der Band einen solchen Dialog nicht erkennen - bleibt nur zu hoffen, daß er auf der Tagung (der Band porträtiert alle Referenten, auch mit Fotos) gelungen ist.

Denn dieser Dialog firmiert als oberste Maxime des Bandes, von den beiden Herausgebern gleich eingangs apostrophiert: Eine praxisbezogene oder gar praktische Medienforschung könne sich nur dadurch rechtfertigen und habe sich dadurch zu bewähren, daß sie Probleme der Praxis zu lösen hilft und sich weder mit "empiristischer 'Fliegenbeinzähler-Mentalität'" noch mit "hermeneutischen Vagheiten" abgibt. Aber solch rigorose Maxime läßt sich zwar postulieren, aber eben nicht durchhalten, zumal sie schief und unangemessen ist. Denn viele der aufgenommenen Beiträge ließen sich ohne weiteres in die eine oder andere Rubrik einordnen, und daß die (kommerzielle) demoskopische Forschung immer noch die angesehenste und auch handlungsrelevanteste im und für den gesamten Medienbereich ist, dürfte den beiden medienforschenden Herausgebern eigentlich nicht entgangen sein. Postwendend fordern sie die Praktiker nun für ihre, von den Einschaltquoten weitgehend übersehenen Programme, die wissenschaftlichen Feinheiten dabei weitgehend ignorierend. Verständigung ist mithin auch für Kommunikationsforscher ein kompliziertes Unterfangen, mit plakativen Postulaten läßt sie sich jedenfalls nicht aushebeln.

Auch die zweite wesentliche Prämisse der Herausgeber läuft dementsprechend in die Leere oder in die selbst heraufbeschworene, aber unbemerkte Widersprüchlichkeit. Es ist die Behauptung: Die Kognitionswissenschaften hätten mittlerweile einen Erkenntnisstand erreicht, der nicht nur einigermaßen gesicherte Aussagen zuläßt, sondern sogar schon technologische Anwendungen ermögliche (S.10). Davon weiß kein Beitrag zu berichten, vielmehr klagen fast alle über die äußerst mageren Ausbeute, über die Vorläufigkeit und Beschränktheit von Theorien, Befunden und Forschungen und über ihre demgemäß zwangsläufige Inkonsistenz. Zu beiden unerledigten Prämissen hätte man ein Wort in der Einleitung erwarten dürfen; da es ausblieb, lassen sich die Beiträge nur im einzelnen beurteilen, was hier notgedrungen nur cursorisch geschehen kann.

Zur Grundlagenforschung können nur wenige gerechnet werden, so daß der Band angemessener hätte mit "Werkstattberichte" überschrieben werden sollen (zumal sich einige Artikel wiedergedruckt finden, die nur noch mit Mühe zum Kontext des Projektes gerechnet werden können).

Eröffnet werden sie von Überlegungen und Erfahrungssentenzen W. von Appeldorns, seines Zeichens reflektierender und Filmästhetik lehrender

Kamermann, über "filmische Gestaltungsregeln". Sie gipfeln sogleich in dem "apodiktischen Satz": "Für den Erfolg oder Mißerfolg von Filmen und Fernsehsendungen sind die Inhalte nicht ausschlaggebend" (S.15). Dafür führt er allerlei Halbwissenschaftliches und Banales an, das er zu seinem "Dramatest", einer Liste von Indizes zur Ermittlung emotionaler Reaktionen von Zuschauern, zusammenfügt. Befragungen hält er nämlich für "völlig sinnlos". Der dort "geplapperte Unsinn" sei nicht hilfreich (S.23).

Solch hanebüchene Behauptung steht gleich eingangs unkommentiert in einem Band, dessen Herausgeberin sich in ihrem Beitrag zu einem "epistemologischen Subjektmodell" bekennt (S.91), das den Zuschauer als bewußt, absichtlich und reflektiert handelndes Subjekt anerkennt und das just auch in diesem Segment des "Fernsehhandelns" seine alltagstheoretischen Konzepte als kognitive Voraussetzungen für die Verarbeitung von Wissenschaftssendungen und für die Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen ernstnimmt.

St.-P. Ballstaedt, der am Tübinger DIFF arbeitende Psychologe, ist einer der wenigen, der sich nun schon seit Jahrzehnten mit dem Problem "Sehen und Sprache bei audiovisuellen Medien" beschäftigt. Sein Urteil über den Stand der Kognitionsforschung ist aber ein gänzlich anderes als das der Herausgeber: Er sei "völlig unbefriedigend, was vor allem auf theoriearme ad-hoc-Experimente zurückzuführen ist" (S.29). Demzufolge zurückhaltend ist sein Beitrag und 'begnügt' sich mit einigen modellartigen Beschreibungsskizzen über die Wort-Bild-Verarbeitung. Gleichwohl gehört er zu den aufschlußreichsten und weiterführendsten in diesem Band, gibt er immerhin einige kategoriale Orientierungen vor, die es wert wären, empirisch überprüft und analytisch weiterverfolgt zu werden.

Ein Handlungsmodell wie das knapp beschriebene kann eigentlich nicht mehr mit dem konventionellen Medienwirkungsbegriff arbeiten, müßte ihn zumindest modifizieren. Solches tut aber bzw. tut nicht W. Bock, Professor für Sprach- und Kommunikationspsychologie an der Ruhr-Universität Bochum, in seinem empirischen Medienvergleich: Und da er sich weitgehend auf Thesen und Konzepte der Werbepsychologie beruft, ist diese Paradigma-Umkehr wenig verwunderlich: Fernsehen versus Druckmedium vergleicht er hinsichtlich des Verstehens und Behaltens von Spots und Nachrichten und kommt zu dem Ergebnis, daß Aufmerksamkeit und (Vor-)Einstellung wohl entscheidender sind als die Medienspezifika. Das las man auch schon anderswo. Aber nicht weniger verblüffend ist seine Einsicht, daß "für die Wirkung einer Botschaft primär der Inhalt verantwortlich ist", alles Formale und Medienspezifische bestreite nur "wichtige Hilfsfunktionen" (S.85). Gern hätte man gewußt,

wie sich diese Aussage mit der von Appeldorns verträgt. Doch wiederum lassen einen die Herausgeber im Stich.

Recht weitschweifig erläutert B. Freund ihre Arbeiten im Forschungsprojekt: im wesentlichen eine Befragung von fünf (!) Wissenschaftsredakteuren über ihr Programm-, Wissenschafts- und Publikumsverständnis. Verständlichkeit und Attraktivität kristallisieren sich als die beiden maßgeblichen Ideale heraus, die die Macher anstreben. Wie diese im einzelnen umgesetzt werden oder umzusetzen sind, darüber hätte man gern etwas Konkretes erfahren - zumal unter dem mehrfach erhobenen Postulat der Notwendigkeit und Bereitschaft der Kooperation von Praxis und Wissenschaft.

Ganz einheitlich scheint dieses Wissenschaftsverständnis im Projektteam nicht zu sein: W.K. Köck formuliert in seinem Referat über die Konzeption, Arbeiten und Ergebnisse dieses Forschungsprojektes nämlich recht kategorisch: "Wissenschaft löst wissenschaftliche, d.h. theoretisch explizit fundierte und methodisch exakt kontrollierte Probleme, keine Probleme der Lebenspraxis." Dementsprechend versteht er die Projektarbeit eher grundlagenorientiert, nämlich als Herausarbeitung und empirische Fundierung einer "komplexen interaktiven Theorie" von Verständlichkeit von audiovisuellen Informationen, nicht aber vorrangig als Handlungsorientierung für die Fernsehpraxis. Im übrigen sieht auch er den Stand der Forschung als "recht ernüchternd" und widersprüchlich an (S.139), zumal wenn man sich, was unausweichlich ist, bei den diversen, damit befaßten Wissenschaftszweigen interdisziplinär erkundigt: "Was [...] mit Bezug auf ein bestimmtes Fernseh-Angebot in welcher Weise wirksam wird und zu Verstehen oder Miß- und Nicht-Verstehen führt, ist völlig offen" (S.139), konstatiert auch er - immerhin nach fast fünf Jahren Forschung in diesem Projekt.

Dennoch: die angekündigten technologischen Lösungen werden bereits erprobt: mit einer Konfiguration aus Hard- und Software, aus Videorecordern, Kamera, Monitoren, filmischem Interface und Personalcomputer, mit dem respektheischenden Namen MEMFIS = "Medien-Erfahrungs-Meß-Figuration mit interaktiver Steuerung" versehen. Sein "Leistungsumfang", so beschreiben D. Meutsch u.a., beinhaltet Filmschreibung und -transkription sowie Programmierung und statistische Auswertung von Versuchsabläufen.

Zu einem Vortrag nach Siegen war im Oktober 1988 G. Salomon, bekannter Medienpsychologe aus Jerusalem und Arizona, gekommen und berichtete über seine Forschungen, die er vor allem mit Kindern durchführte. Im wesentlichen erläutert er den von ihm vollzogenen Paradigmenwechsel, der immer nachhaltiger auf die Kinder, ihre Vorerfahrungen, Einstellungen und Erwartungen, konzentriert ist und immer

weniger auf das Medium. Fernsehen - so sein Fazit - habe nur geringe Möglichkeiten, Wissen zu vermitteln - wiederum eine These, die undisputiert bleibt.

Daß sie indes bei den Machern längst praktiziert wird, das macht der mittlerweile populäre Hobbytheken-Moderator Jean Pütz in seinen zugleich konkreten wie analytisch treffenden Einlassungen deutlich: Eine Fernsehsendung sei "unglaublich simpel und begrenzt in ihren Möglichkeiten". Und da er außerdem die Dispositionen und Kapazitäten der Zuschauer einbezieht, sieht er seine Möglichkeiten als recht bescheiden an: "Ich möchte etwas an die Zuschauer herantragen, ohne daß sie sich belehrt fühlen" (S.166). Ist solche Reserve medienadäquat oder die medienspezifische Bemäntelung eines medienpolitisch zurechtgestutzten Programmauftrags? Erneut passen die Wissenschaftler(innen).

"Probleme und Methoden der Fernsehforschung" annouciert R. Schmitt, heute Berater für Marketing- und Kommunikationsforschung in Ludwigshafen. Daß es sich nur um eine psychologische Auswahl und Sichtweise handelt, räumt er fairerweise in seinem Beitrag bald ein. Dann hätte diese Einschränkung aber auch schon im Titel stehen können. Daß er aber einen bestimmten Wissenschaftsbegriff favorisiert, eben den in der Psychologie immer noch maßgeblichen, der einem anderen als dem nomothetischen Verständnis prompt die wissenschaftliche Approbation abspricht und etwa "sog. qualitative Verfahren" allenfalls als heuristische und hypothesengenerierende Hilfsmittel zuläßt, das irritiert ihn kaum - und dies wiederum just vor der Positionsbeschreibung der Herausgeber, die sich für handlungsorientierte Ansätze und unbedingt auch für qualitative Methoden ausgesprochen haben. Aber ärgerlicher noch: Ein Großteil dessen, was Schmitt vorträgt, findet sich in jedem Lehrbuch über empirische Methoden, hingegen bleibt die versprochene und gewiß auch dringliche Adaption auf den Gegenstand Fernsehen weitgehend aus.

Eine experimentelle Studie stellen schließlich noch P. Strittmatter u.a. aus Saarbrücken vor: Sie wollen die unterschiedlichen Lernchancen bei sog. intentionalem und sog. inzidentiellem Lernen, also bei beabsichtigtem und beiläufigem Lernen, erkunden und berichten breit über drei recht aufwendige Versuche. Sieht man davon ab, daß Laboruntersuchungen wohl allenfalls einen (geringen) Teil des inzidentiellem Lernens überhaupt erfassen können und daß man daher allein über die Fragestellung noch länger und differenzierter wird nachdenken müssen, umwerfend sind die gewonnenen Befunde nicht: Das Vorwissen spiele bei jeglichem Lernen offensichtlich eine zentrale Rolle, weniger die erklärte Absicht oder die Beiläufigkeit, finden sie heraus. Ihm wollen sie nun ihre weitere Forschungsarbeit widmen, um dem gesteckten Ziel näher-

zukommen: "Wer Lernen durch Optimierung von Lehren verbessern will, braucht zunächst ein theoretisch begründetes und empirisch geprüftes Wissen über das Lernen" (S.266).

Das ließe sich auch als Motto für den Band verwenden! Allein die Macher, deren Ausführungen mit Blick auf das Publikum dieser Zeitschrift nicht gesondert gewürdigt wurden, verfügen offenbar über ein durch Erfahrung, Anerkennung und Produktionsstress gefestigtes Praxiswissen, das sie bei solchen Reflexionsgelegenheiten recht selbstbewußt oder auch analytisch-sondierend zu artikulieren wissen. Selten sind Dialog und Kooperation zwischen Wissenschaft und Produktionspraxis so häufig und inständig beschworen worden wie in diesem Band, aber so wenig eingelöst worden. Nicht einmal konnten sich die Wissenschaftler(innen) offenbar darauf verständigen, ob sie Grundlagenforschung oder angewandte, praxisbezogene Forschung betreiben wollen, wie sie ihren Gegenstand eingrenzen und in welchem strukturellen, politischen, programmlichen, medienspezifischen Kontext sie ihn verorten wollen.

Auf unerwartetes Interesse sei ihr "Projekt bei Fernsehen und Wissenschaft" gestoßen, bekunden die Herausgeber in der Einleitung und rechtfertigen damit ein wenig die Publikation dieses Bandes. Angemessener für ihn wäre mit Ausnahme einiger Beiträge das Motto, das sie dem Fernsehjournalismus und der Medienwissenschaft als offensiv wahrzunehmenden "öffentlichen Auftrag" anraten: "Nicht der Rückzug auf das Bestehende löst neue Aufgaben, sondern neue Wege, d.h. konkret auch neue Produkte" (S.11).

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)